



Valentina Korobowa: Meine Kindheit im Leningrader Newski-Bezirk

in: Korobowa, V. (2014): „Weiße Flamme des grauen Haars: Gesammelte Erinnerungen von Blockadekindern deutscher Herkunft.“ Sankt Petersburg: Politechnika-Service. S. 49-54.

In meinem ziemlich langen Leben hatte ich die Gelegenheit, in verschiedenen Bezirken meiner Heimatstadt zu wohnen. Doch mein Leningrad begann für mich in den Dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Newski-Bezirk. Mein Vater war im Jahr 1931 dorthin gezogen: Er kam aus einem Dorf in der Oblast Nowgorod und wurde zu einem „Fabrikhäschen“, wie man damals die Auszubildenden im Werksunterricht am Lenin-Maschinenbauwerk scherzhaft nannte. Dieses Werk hat eine ruhmreiche Dienstzeit hinter sich, beginnend ab dem Jahr 1857, wo es von zwei russischen Goldminenbesitzern – P.F. Semjannikow und W.A. Poletika – als Schiffsbauwerk anstelle eines kleinen Mechanikwerks gegründet wurde. Der Betrieb erhielt die Bezeichnung „Newski Guss- und Mechanikwerk Semjannikow & Poletika“ und wurde zum Pionier des Marineschiffsbaus in Russland. Im Jahr 1869 stellte er die erste Dampflokomotive fertig, die 1870 auf der Allrussischen Industrieausstellung im Salzstädtchen in Sankt Petersburg mit dem Kleinen Wappen des Russischen Reichs ausgezeichnet wurde.

Das Werk ist auch heute noch in Betrieb.

Ich schreibe deshalb über die Vergangenheit dieses Werks, weil sie eng mit dem Leben meiner Eltern verbunden ist. Die beiden waren begeisterte Anhänger von ihm.

Geboren wurden sie in benachbarten Dörfern am Ufer des Flusses Msta in der Oblast Nowgorod. Doch in den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mussten sie ihre liebgewonnene, gewohnte Heimstatt verlassen. Und so begannen sie hier in Leningrad, im Lenin-Maschinenbauwerk im Newski Bezirk, ihre Berufstätigkeit und gingen auch von hier in Rente. Sie liebten das Werk sehr und verbanden all ihre Hoffnungen mit ihm, so wie es viele Bewohner der ländlichen Gebiete in der Zeit der Industrialisierung des Landes taten. Sie glaubten tatsächlich an eine bessere Zukunft – sowohl für das Land als auch für sich selbst. Ihren Idealen blieben sie bis zu ihrem Lebensende treu. „Denn das ganze Leben ist ein Kampf“, wiederholte meine Mutter die Zeile aus einem Lied der Revolutionäre. Leider kam es dann auch so.

In der Oblast Nowgorod gab es viele Deutsche – „Russlanddeutsche“, wie sie jetzt genannt werden. Auch heute noch stehen die Ruinen der Ziegelfabrik, die einem gewissen Kemp gehörte. Noch immer wird der kleine Bach, der in der Nähe dieser Fabrik fließt, der Kemp-Bach genannt.

Meine Großmutter mütterlicherseits war eine Waise aus einem deutschen Kinderheim. Als kleines Mädchen wurde sie russischen Bauern zur Pflege übergeben. Sie liebten sie sehr und bis an ihr Lebensende ließ meine Großmutter – und später ihre Kinder – den Kontakt zu diesen wundervollen Menschen nicht abreißen, besuchte sie und zählte sie zu ihren

Verwandten. Als meine Großmutter zur Pflege übergeben wurde, wurde nach lutherischem Brauch eine Bedingung gestellt: Sie sollte eine Ausbildung erhalten, und zwar die bestmögliche. Deshalb absolvierte Großmutter die Grundschule der Kirchgemeinde und war wahrscheinlich das einzige Mädchen im Dorf, das lesen und schreiben konnte. Dieselben Bauern hatten noch eine weitere Adoptivtochter, und zwar eine russische. Sie blieb Analphabetin.

Als sie noch ganz jung war, wurde meine Großmutter Dienstmädchen beim örtlichen Gutsherrn. Auch dort lernte sie viel. Ihre Herren hatten sie gern und gaben sie dem Flößermeister zur Frau, einem Witwer mit zwei Kindern. Die beiden bekamen noch neun weitere Kinder. Sie bewohnten ein Gehöft, wo es ein großes Haus mit Zwischenstock und einen guten Garten gab. Dort hielten sie zwei Kühe und ein Pferd. Großmutter unterhielt einen kleinen Kramladen.

Solche „reichen Leute“ wurden in den Dreißigern von den Gehöften verjagt und entkulakisiert. Ihre Kinder zogen fort. Großmutter starb, doch Großvater lebte noch bis 1942 in dem kleinen Häuschen, das aus dem Zwischengeschoss seines früheren Hauses gemacht und am Ufer im Nachbarort aufgestellt worden war.

Ich besitze eine Fotografie, wie ich mit Großvater im Garten bin; darauf sieht man Apfelbäume, die voller Äpfel hängen. Als meine Mutter noch am Leben war, fuhren wir in das Dorf, wo noch Großvaters winziges Haus stand, und gingen an den Ort des früheren Gehöfts. Mama fand noch den Brunnen, doch den Garten gab es nicht mehr. Er war im furchtbar kalten Winter 1941/42 erfroren.

Meine Mutter ging 1933 nach Leningrad, wo sich mein Vater bereits niedergelassen hatte. Bald wurde ich geboren. Wir wohnten nicht weit vom Lenin-Werk, in der Osjorny-Gasse. Meine Eltern arbeiteten: Vater war zu der Zeit bereits Meister in der Stahlgießerei und Mama war Elektrokanführerin. Einmal brachte man mich in die Werkshalle, wo Mama gerade Stahl ausgoss. Als sie vom Kran herabstieg, ganz mit Ruß bedeckt, war ich sehr enttäuscht und fragte: „Mama, warum bist du keine Künstlerin?“ Ihr Anblick frappierte mich so sehr, dass ich später nie den Wunsch verspürte, in einer Fabrik zu arbeiten.

Ich wurde in der Kapelle der Gottesmutter „Aller Leidenden Freude“ getauft, die sich am Prospekt Obuchowskoj Oborony Nr. 24 befindet. Sie hatte ein ziemlich schwieriges Schicksal, doch sie ist erhalten geblieben und wurde sogar im Jahr 2008 restauriert. Heute ist das die Kirche des Metochion des Selenetzki-Klosters der Heiligen Dreifaltigkeit.

Ich erinnere mich an meine Kindheit, wie ich mit den anderen Kindern im Hof spielte, wo Gras und viel Kamillepflanzen wuchsen, und besonders an den Geruch jener alten Bäckerläden, wo man mich schon mit fünf Jahren allein hinschickte. In modernen Bäckereien gibt es diesen warmen, süßlichen Vanillegeruch nicht.

Von damals ist mir auch der Geruch der Bibliothek in Erinnerung geblieben, von wo Mama und ich Kinderbücher holten. Ich lernte früh lesen und schreiben und liebte Kinderbücher, die oft ein wenig „zerfleddert“ waren. Bibliotheken liebe ich bis heute. Die besten, in denen ich war, sind die Bibliothek im früheren Palast der Pioniere an der Ecke von Fontanka-Fluss und Newski, die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften aus der Wassili-Insel, das alte Gebäude der Nationalbibliothek sowie die Bibliotheken an unserer Universität und in der Akademie der Künste. All diese Bibliotheken haben eine lange Tradition, eine unerklärliche Aura und unvergleichliche Gerüche.

Als ich sechs Jahre alt war, begann plötzlich der Große Vaterländische Krieg. Ich erinnere mich an die furchtbare Angst, wenn die Fabrik bombardiert und beschossen wurde. Sie war so nah. Der Hunger kam ziemlich schnell, denn meine jungen Eltern hatten keinerlei Lebensmittelvorräte. Im Spätherbst gingen meine Verwandten auf die Felder, um die verbliebenen Kohlblätter einzusammeln, die man Außenblätter nannte. Wenn man sie kochte, gab es in der Küche einen fürchterlichen Gestank, an den ich mich auch bis heute erinnere. Sehr deutlich ist mir folgende Episode im Gedächtnis geblieben. An einem Herbsttag gingen Mama und ich einmal über den Prospekt Obuchowskoj Oborony. Der Prospekt war ganz leer, nur ein Mann mit einer gelben Aktentasche ging vor uns. Plötzlich fuhr ein Auto an uns vorbei, auf dessen Karosserie mir unverständliche Platten abgekippt waren. Aus irgendeinem Grund fielen einige ziemlich große von diesen Platten auf das Straßenpflaster und brachen in Stücke. Wahrscheinlich hatte man sie abgeworfen. Ich kann auch heute noch sehen, wie flink sich dieser bis vor kurzem so würdevolle Mann hinstürzte, um die umherliegenden Stücke aufzulesen. Auch Mama und ich beteiligten uns natürlich daran. So probierte ich zum ersten Mal Ölkuchen: die Rückstände von ausgepressten Sonnenblumen. Wie köstlich das schmeckte!

Im belagerten Leningrad kämpften Mama und Papa mit dem Hunger, so gut sie konnten. Papa arbeitete noch in der Fabrik und brachte uns trotz aller Schwierigkeiten einen Teil seiner Essensration. Es war nicht erlaubt, irgendetwas über den Durchgang mit nach draußen zu nehmen, aber die Arbeiter kamen mit Gasmasken in die Fabrik. Papa nahm den Inhalt seiner Gasmaske heraus und brachte uns einen Teil seines Mittagessens in eben dieser Maske mit nach Hause. Aufgrund einer Magenkrankheit bekam Papa zu Beginn des Krieges Weißbrot auf Marken. Einen Teil dieses Brotes schnitt Mama in kleine Stückchen und tauschte sie auf dem Markt gegen Graupen ein. Wertgegenstände hatten wir nicht, doch einige Sachen verschwanden im Tausch gegen Lebensmittel, wie man das damals machte. Mama strickte Socken aus Wollgarn, das sie noch hatte: In jenem harten Winter konnte man sie gut eintauschen. Im Dorf Srednjaja Rogatka war mein Onkel – Mamas Bruder Michail Alexandrowitsch Anikin – an der Verteidigung Leningrads beteiligt. Er schnitt jeden Tag ein Stückchen von seiner Brotration ab und brachte uns diese kostbaren Stückchen, wenn er konnte. Mama gab ihm und seinen Mannschaftskamerade warme Wollsocken. Leider kam er bald ums Leben.

Im Winter 1942 wurde es ganz schlecht. Ich hörte auf zu laufen und zu sprechen. Und das mit sechs Jahren! Mama erzählte, dass ich lag – ein großer Kopf mit eingesunkenen Augen, und mein hungernder Anblick brach Mama das Herz.

Es war unmöglich, mit den Rationen, die wir erhielten, zu überleben. Ich bin sicher, dass diejenigen, die die 900 Tage überlebten, irgendeine Art von Unterstützung hatten. Auch uns half ein wundersamer Zufall beim Überleben, den man auf verschiedene Weise interpretieren kann, doch so war das Leben.

In der Nachbarwohnung lebte eine entfernte Verwandte von uns – eine wunderbare, gutherzige Frau namens Tante Lisa, die Schwiegermutter von Mamas Schwester. Tante Lisa lebte allein, denn ihr Sohn diente im Fernen Osten, wo Mamas Schwester mit ihm zusammen wohnte. Tante Lisa arbeitete als Wächterin auf dem Markt. Einmal im fürchterlich kalten Winter 1942 bat sie uns um Hilfe. Mit arger Not schleppten meine entkräfteten Eltern und Tante Lisa einen kleinen Sack in den 1. Stock unseres Holzhauses; sie wussten selbst nicht, was drin war. Wie sich herausstellte, hatte Tante Lisa am Abend bemerkt, wie ein

Marktarbeiter diesen Sack versteckt hatte. In der Nacht nahm sie ihn an sich, ohne zu wissen, was sie da mitnimmt. Sie schleppte ihn bis zu unserem Haus, konnte ihn aber nicht mehr in den 1. Stock hinaufhieven. Als wir den Sack öffneten, stellte sich heraus, dass darin Zucker, in Zeitungspapier eingewickelte Kernseifenstücke und mehrere Packungen Kakao lagen. Der Wert dieser Sachen war unschätzbar. Es war ein wahrer Schatz! Meine Eltern fürchteten, dass man den Verlust bemerken und die Diebe finden würde. Doch da in diesem Fall „ein Dieb dem anderen den Schläger gestohlen hatte“, so behielt der erste Dieb seine Taten offenbar für sich. Doch für alle Fälle nähte Mama mehrere Säckchen, teilte den Zucker darauf auf und stopfte sie zwischen die Matratzenfedern. Es war nicht sehr viel Zucker, doch er rettete uns. Mama hatte nun die Möglichkeit, diese Kostbarkeiten gegen Brot und Graupen einzutauschen. Ich bekam süßen Kakao zu trinken und blieb am Leben. Doch entweder war die Dystrophie zu stark oder die Hilfe zu klein, ich fing doch nicht wieder an zu laufen oder zu sprechen. Das geschah erst im Sommer, als wir uns in ein Dorf in der Nähe von Leningrad evakuieren lassen konnte, wo ein Arzt des Truppenteils, der im benachbarten Wald stationiert war, mich wieder auf die Füße stellte. Ab September 1942 ging ich dort zur Schule. Im Juni 1944 kehrten wir bei der ersten Gelegenheit in unsere Heimatstadt zurück.

Перевод на немецкий язык осуществлен в рамках проекта “Гуманитарный жест”, инициированного Федеративной Республикой Германия в отношении ныне здравствующих блокадников в связи с 75-летней годовщиной полного снятия блокады Ленинграда. Исполнителем проекта является «Русско-немецкий Центр встреч» в сотрудничестве с Администрацией Санкт-Петербурга, Генеральным Консульством Федеративной Республики Германия в Санкт-Петербурге и Немецким Обществом по Международному Сотрудничеству (ГИЦ) ГмбХ.

Перевод с русского: Софи Темпельхаген